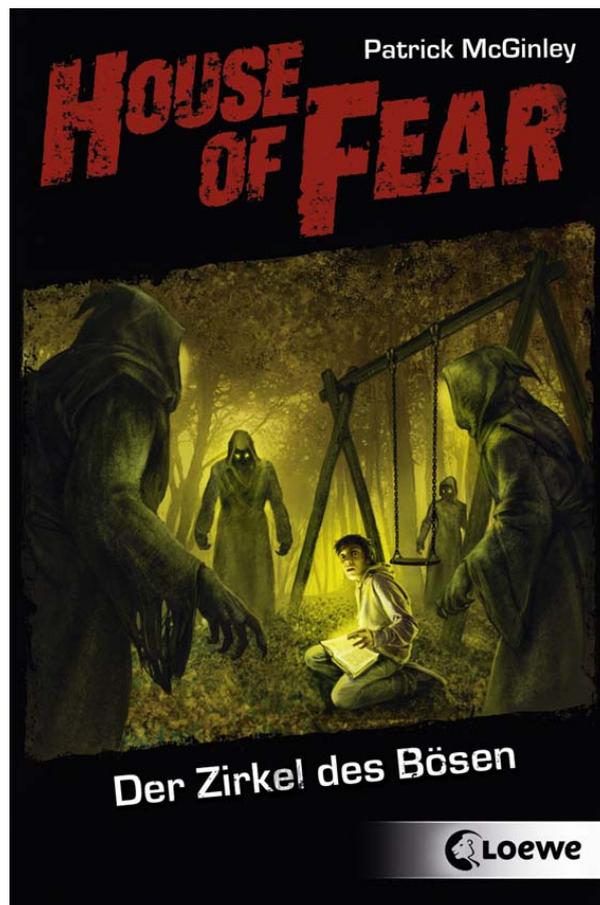




Unverkäufliche Leseprobe

Patrick McGinley
House of Fear

Der Zirkel des Bösen
(Band 1)



Taschenbuch, 192 Seiten, ab 12 Jahren
ISBN 978-3-7855-7308-2
Format 12.5 x 18.5 cm
€ 5.95 (D), € 6.20 (A), CHF 8.90
Januar 2012

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2012 Loewe Verlag, Bindlach

VORWORT

Dies ist kein normales Buch.

Ein normales Buch liest man, findet es spannend,
lustig oder langweilig und legt es dann beiseite.

Dies ist ein gefährliches Buch. Wenn man nicht aufpasst,
kann es einem den Verstand rauben!

Ich habe diese Geschichte nicht geschrieben. Ich habe sie
gefunden. Im Keller eines Hauses, neben der Leiche eines
toten Schriftstellers, lagerten sie: Tausende eng bedruckter
Schreibmaschinenseiten, die mich magisch anzogen!

Während ich diese Geschichten las, wurde ich von Alb-
träumen und Visionen heimgesucht, die so echt wirkten,
dass ich fast vor Angst gestorben wäre.

Wie unter einem inneren Zwang habe ich sie nach und nach
bearbeitet. Eine böse Macht drängt mich, sie der Öffentlich-
keit zu präsentieren, auch wenn ich weiß, dass sie Verderben
über die Menschen bringen werden.

In der Hoffnung, ihren dämonischen Einfluss zu brechen
oder zumindest zu mildern, habe ich die Geschichten leicht
verändert. Die Orte und einige Namen habe ich geschwärzt,
damit niemand auf die Idee kommt, nach den
ursprünglichen Texten zu suchen.

Lies sie auf eigene Gefahr! Und wenn du nachts schweiß-
gebadet aus dunklen Träumen hochschreckst, dann bedank
dich nicht bei mir, sondern beim Verfasser selbst:
dem geheimnisvollen Marc Glick-Pitney.

Du bist gewarnt!

Patrick McGinley,
Herausgeber



Wir standen vor dem Zaun, Julian, Fred und ich. Der Mond hing als dünne Sichel zwischen einigen Wolkenfetzen. Die Nacht war dunkel, doch die Villa zeichnete sich deutlich gegen den schwarzen Himmel ab. Es schien, als ziehe sie das dünne Mondlicht magisch an, als wolle sie mir jede Linie ihrer unheimlichen Silhouette ins Gedächtnis brennen. Der windschiefe Erker und der hohe, bucklige Dachfirst schienen mich geradezu zu verhöhnen.

Obwohl kein Schnee lag, war es kalt und unser Atem stieg wie der Rauch der Laster in den Himmel, die Glick-Pitneys Möbel geliefert hatten.

»Was ist jetzt?«, fragte Julian. Er versuchte nicht einmal, die Schadenfreude in seiner Stimme zu verbergen. »Kneifst du, oder was?«

Wie um alles in der Welt hatte ich mich bloß in diese Situation gebracht?

Durch meine große Klappe natürlich. Wie immer. Ich glaube, wenn man meine Freunde nach meinen besten Eigenschaften fragt, ist bescheidene Zurückhaltung nicht darunter.

Vor einer Stunde waren wir aus dem Kino gekommen. Wir hatten uns Karten für *Die Teddybärenbande 2* ge-

kauft, einen Zeichentrickfilm über eine Gruppe sprechender Teddybären, die im Dunkeln leuchten und lustige Abenteuer erleben. Selbstverständlich hatten wir nicht die Absicht gehabt, uns dieses debile Machwerk anzusehen.

Wie immer schlichen wir uns an Julians großem Bruder Stefan vorbei, der seinen Job als Kartenabreißer etwas zu ernst nahm, und sahen uns *Drillhand 4* an.

Drillhand 4 war ab achtzehn und Stefan tat nichts lieber, als Ausweise zu kontrollieren, um Minderjährige daran zu hindern, ihre wohlverdiente Dosis Horror zu bekommen. Er spielte sich als letzte Verteidigungslinie des Jugendschutzes auf. Aber ich glaube, er stand einfach darauf, nach Ausweisen zu fragen. Ich sah für ihn eine großartige Zukunft beim öffentlichen Nahverkehr voraus.

Doch genug von Stefan. Unsere Wahl fiel also auf *Drillhand 4*, dessen Handlung schnell erzählt ist: Es geht um einen Serienmörder, dem als Kind beide Hände abgehackt wurden und der stattdessen zwei Schlagbohrer an seine Handgelenke montiert hat. Mit diesen jagt er unschuldige Teenager, die er, einen nach dem anderen, ins Jenseits befördert.

Zugegeben, es war weder die anspruchsvolle Handlung noch die Leistung der Schauspieler, die mich an solchen Filmen faszinierte. Es waren einzig und allein die Reaktionen von Fred und Julian. Die beiden waren echte Angsthasen! Mehr als einmal erwischte ich Fred dabei, wie er die Hände vors Gesicht schlug. Und Julian schrie in der Szene, in der einer der Bohrer unvermittelt aus der

Wand kommt und dann ein Schwall von Blut in die Kamera spritzt, wie ein kleines Mädchen.

Es machte höllischen Spaß, die beiden leiden zu sehen. Ich saß mit meinem Eimer Popcorn in der Mitte und amüsierte mich köstlich.

Fred und Julian hatten eben noch nicht kapiert, wie Horrorfilme funktionieren. Dabei ist es immer dasselbe Schema – wenn man so viele Horrorfilme gesehen hat wie ich, weiß man, wie es läuft: Das Opfer schleicht in einem dunklen Haus von Zimmer zu Zimmer. Der Killer hat sich irgendwo versteckt. Die Musik wird immer intensiver und trieft vor Dramatik. Das Opfer schleicht weiter. Und wenn die Musik ihren Höhepunkt erreicht, kommt der Falscher-Alarm-Effekt: Eine Katze springt vom Schrank herab. Das Opfer erschrickt – und ist erleichtert: Es war nur eine Katze! Die Musik ist aus. Einige Sekunden Stille.

Und erst *dann* schlägt der Killer zu! Fred und Julian checkten es einfach nicht und schrien immer noch wie am Spieß, wenn die obligatorische Katze zum Einsatz kam, und dann ein zweites Mal, wenn der Mörder zuschlug.

Als der letzte Teenager ermordet war und der Abspann lief, saßen die beiden schweißgebadet neben mir.

»Popcorn?«, fragte ich mit einem arroganten Grinsen und hielt ihnen den Eimer hin.

»Mit dir gehe ich nie wieder ins Kino!«, sagte Fred.

»Ich glaub, ich hätte lieber die Teddybärenbande gesehen«, fügte Julian hinzu.

Als wir das Kino verließen und Richtung S-Bahn gingen, sprach ich die fatalen Worte aus: »Ich glaube, es gibt nichts, wovor ich wirklich Angst habe.«

Julian rollte mit den Augen. »Nur weil du bei Horrorfilmen nicht zusammenzuckst, heißt das noch lange nicht, dass du vor nichts Angst hast.«

»Dann sag mir doch mal, wovor!«

»Jeder hat Angst«, warf Fred ein. »Angst ist überlebenswichtig.«

»Wieso das denn?«, fragte Julian.

»Wegen der Säbelzahntiger«, antwortete Fred.

Julian und ich sahen ihn verständnislos an.

»Na, wenn man Angst hat, dann flutet das Gehirn den Körper mit Adrenalin und die Urmenschen konnten dadurch schneller vor den Säbelzahntigern weglaufen.«

»Aha«, sagte ich. »Ich komme jedenfalls auch ganz gut ohne klar. Zugegeben, es wimmelt in auch nicht unbedingt von Säbelzahntigern.«

»Okay, wenn du so kaltblütig bist, dann hast du sicher nichts gegen eine kleine Mutprobe einzuwenden«, sagte Julian grinsend.

Ich stutzte. Zum ersten Mal kam mir der Verdacht, dass ich meine Klappe möglicherweise zu weit aufgerissen hatte.

»Und was soll das für eine Mutprobe sein?«, fragte ich. Im Geiste ging ich die möglichen Prüfungen durch, die Julian mir stellen konnte. Mir fiel nichts ein, das mir richtige Angst machen würde. Außer ...

»Wir lassen eine Vogelspinne über seine Hand lau-

fen!«, schlug Fred vor. »Ich hab das mal im Fernsehen gesehen. Das haben die mit einer Frau gemacht, die panische Angst vor Spinnen hatte.«

Ich war erleichtert. Ich fand Spinnen zwar nicht besonders angenehm, aber das würde ich überleben.

»Tolle Idee!«, sagte Julian ironisch. »Hast du gerade eine zur Hand?«

»Äh ... nö«, antwortete Fred.

»Und wo sollen wir die jetzt herbekommen? Vom Spinnenverleih?«

»Wir könnten eine im Internet bestellen.«

Julian verschränkte die Arme.

»Und dann? Was machen wir dann mit dem Vieh, wenn sie Tom über die Hand gelaufen ist?«

Fred zuckte mit den Schultern.

»Nein, warte! Ich hab's.« Julian beugte sich zu Fred und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Sofort nickte Fred eifrig.

»Wir wissen jetzt, wie du uns ein für alle Mal beweisen kannst, dass du vor nichts Angst hast.«

Ich ahnte es, bevor Fred es aussprach.

»Du musst in die Villa von Marc Glick-Pitney einbrechen und ihm eine Seite seines Manuskripts stehlen!«



Jetzt standen wir also vor der Villa.

»Wusste ich's doch, dass auch du ein Schisser bist!«, sagte Fred schadenfroh.

Mein Pulsschlag schien sich mit ihm verschworen zu haben, denn er wummerte wie ein Presslufthammer. Halb aus Trotz rief ich: »Wartet hier auf mich! Bin gleich wieder da!«

Ich ergriff die Eisenpfosten des Zauns und schwang mich über die spitzen Enden in Glick-Pitneys Garten. Kurz genoss ich Freds und Julians Blicke, die mich mit offenen Mündern anstarrten.

»Vi...vielleicht ist er gar nicht zu Hause«, stammelte Fred.

»Wie kommst du darauf?«, fragte ich.

»Man hört die Schreibmaschine nicht«, antwortete er.

Und tatsächlich, jetzt erst fiel mir auf, wie ruhig es war. Das gleichmäßige Klacken, das sich nachts wie ein Herzschlag über den Ort legte, war zum ersten Mal seit Glick-Pitneys Einzug verstummt. Ich konnte nicht sagen, warum, doch diese Tatsache beunruhigte mich mehr, als das Geräusch selbst es getan hatte. Aber dann schob ich den Gedanken beiseite und konzentrierte mich auf meine Aufgabe.

»Tschüss, ihr Angsthasen!«, rief ich mit einem Mut, der nicht echt war. Dann lief ich durch das Gras zur Haustür. Es war gefroren und brach unter meinen Schuhen wie rohe Spaghetti. Dann rüttelte ich an dem Messingknopf, der wie die Blüte einer Rose geformt war, doch die Tür war abgeschlossen. Durch die kleine Glasscheibe darin spähte ich ins Innere, aber es war nichts zu erkennen. Kein Licht brannte. Es wirkte, als sei die Villa mit Tinte geflutet worden.

Ich wandte mich ab und schlich um das Haus herum. Auf der Rückseite führte eine Tür in die Küche, die jedoch ebenfalls abgeschlossen war. Die Kellerluke, die direkt ins Erdreich eingelassen war, ließ sich auch nicht öffnen.

Erleichterung machte sich in mir breit. Wenn es keine Möglichkeit gab, in das Haus einzusteigen, konnte ich die Prüfung auch nicht ablegen.

Ich wollte gerade wieder zurück, um Fred und Julian zu sagen, dass sie sich etwas Neues ausdenken mussten, als ich ein Fenster entdeckte, das einen Spaltbreit offen stand – und ich lege jeden Eid ab, dass dieses Fenster eine Minute zuvor noch nicht offen gewesen war!

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich das unbestimmte Gefühl, das Haus selbst hätte das Fenster geöffnet, um mich hereinzulocken. Aber das war natürlich Blödsinn.

Das Fenster befand sich im ersten Stock, an der Ecke des Hauses. Ich konnte es zwar vom Boden aus nicht erreichen, aber das Abflussrohr der Dachrinne verlief

genau daneben. Wenn ich es schaffte, daran hinaufzuklettern, konnte ich mich vielleicht zum Fensterbrett rüberhangeln.

Ich packte also das Abflussrohr, stemmte die Füße an die Hauswand und kletterte langsam empor. Es ging erstaunlich gut. Bald hatte ich das Fenster erreicht. Mit einer Hand hielt ich das Rohr fest umklammert, mit der anderen griff ich nach dem Fensterrahmen und schwang mich hinüber.

Leise kletterte ich ins Innere und sah mich im Halbdunkel um. Es roch vermodert und der Boden war mit Staub bedeckt. In der Mitte des Raumes stand ein antikes Bett, das nicht aussah, als sei es in letzter Zeit benutzt worden. Über dem Kopfteil hing ein kleines gerahmtes Foto. Es zeigte einen Mann und eine Frau in altmodischen Kleidern, die mit ausdruckslosen Gesichtern nach vorn starrten.

Ich machte einige Schritte in Richtung der weiß gestrichenen Tür und wunderte mich, dass der Boden keinen Laut von sich gab. Eigentlich hatte ich erwartet, dass die Dielen knarren würden.

Die Tür führte in den Flur hinaus, der an einem Treppenabsatz endete. Glick-Pitney schien sich in der Kälte wohlfühlen, denn es war nicht geheizt. Zuerst untersuchte ich die Zimmer auf diesem Flur und lugte durch ein Schlüsselloch. Der Raum dahinter war in fahles Mondlicht getaucht und niemand war zu sehen, also ging ich rein. Es handelte sich um ein uraltes Badezimmer: An einer Wand stand eine große Badewanne auf

Löwenpranken aus Messing, ein riesiger Duschkopf, der wie der Kopf einer Gießkanne geformt war, ragte aus der Wand und vom Spülkasten der Toilette hing eine lange Kette mit Porzellangriff. Der ganze Raum wirkte wie eingefroren, in der Vergangenheit erstarrt.

Nachdem ich auch in den übrigen Zimmern nichts Interessantes entdeckt hatte, lief ich schließlich zur Treppe. Ich ging hinab und erreichte die Eingangshalle, aus deren Decke wie ein hässlicher Pilz ein Kronleuchter wuchs. Er hatte einige seiner weiß glitzernden Ziersteinchen verloren, sodass er wie ein Gebiss wirkte, in dem mehrere Zähne fehlten.

Ich stellte mich in die Mitte der Halle und horchte, doch nichts war zu hören. Ich wollte mich gerade der Küche widmen, die zur Linken lag, als ich stutzte. Ein kaum hörbares Rascheln drang an mein Ohr. Es klang wie ein Windstoß, der mit Laub spielt, und kam von einer Tür unter der Treppe. Da hier kaum Licht durch die Fenster drang, nahm ich mein Handy aus der Tasche und öffnete es. Die Displaybeleuchtung verbreitete einen fahlen Schimmer.

Ich legte mein Ohr an das Holz der Tür und lauschte angestrengt. Ich war mir sicher, dass das Rascheln von irgendwo dahinter kam. Der Knauf fühlte sich kalt an, als ich ihn ergriff und herumdrehte. Ich zog die Tür auf – und schlagartig wurde es dunkel!

Zuerst bekam ich einen Schreck, doch dann wurde mir klar, dass nur das Licht meines Handys ausgegangen war.

Ich drückte auf die Tastatur und das Display leuchtete erneut auf. Der Raum vor mir war mit groben Holzbrettern getäfelt. Links führte eine Treppe hinab in den Keller. Ich fand einen alten Drehschalter und betätigte ihn. Langsam begannen die Glühdrähte der großen Birnen, die in regelmäßigen Abständen über der Treppe angebracht waren, zu glimmen. Ich machte einen Schritt nach unten und prüfte die erste Stufe mit meinem Fuß. Auch sie knarrte nicht.

Vorsichtig tastete ich mich im Dämmerlicht nach unten. Immer wieder hielt ich inne, um zu lauschen. Doch außer dem leisen Rascheln war alles still.

Kurz darauf erreichte ich das Ende der Treppe. Der Keller besaß einen glatten Lehm Boden und Wände aus alten roten Ziegelsteinen. Es war feucht und kalt und ich spürte den leichten Luftzug, der von der Kellertreppe kam und sich im Inneren des Gewölbes verlor.

Der Raum, in dem ich stand, wurde von einer Deckenleuchte aus Milchglas erhellt, in der einige verendete Falter klebten. In hölzernen Regalen, die dicht gedrängt an der Wand standen, lagerten mit Gummibändern verschlossene Pappkartons.

Ich nahm einen der Kartons heraus und öffnete ihn. Er enthielt einen Stapel Papier, der eng mit Buchstaben bedruckt war. Waren das hier alles Manuskripte? Glick-Pitney schien ein fleißiger Mann zu sein. Um meine Mutprobe zu bestehen, musste ich nur noch eine der vielen Seiten mitnehmen.

Ich wollte gerade danach greifen, als wieder dieses Ra-

scheln erklang. Auch wenn es im Nachhinein ziemlich dämlich scheint, konnte ich nicht anders – wieder einmal packte mich die Neugier und ich folgte dem Geräusch.

In der Mitte, zwischen den Regalen, tat sich ein niedriger Durchgang auf, aus dem ein flackernder Lichtschein drang. Das Wispern kam eindeutig aus dieser Richtung.

Hätte ich gewusst, was in dem Raum am anderen Ende des Ganges auf mich wartete, dann hätte ich jetzt auf der Stelle kehrtgemacht. Ich hätte Julian und Fred eine der Manuskriptseiten geliefert und alles wäre erledigt gewesen. Aber wie hätte ich ahnen sollen, dass der Schrecken, der mich dort erwartete, mein ganzes Leben verändern würde ...



Ich betrat den Durchgang.

Zwischen meinem Kopf und der Decke war nur eine Handbreit Platz.

Das Rascheln wurde lauter.

Ein Stück weiter sah ich dann, woher das seltsame Flackern kam: Die Flamme einer weißen Kerze, die auf einem schmalen Schreibtisch stand, tanzte im Luftzug.

Die Kerze war so dick wie mein Arm und fast bis auf den Kerzenständer heruntergebrannt. Daneben stand die wuchtige alte Schreibmaschine aus der Kiste – ein wahres Monstrum, ganz aus schwarzem Metall.

Mit ihren großen, kreisrunden und schräg angeordneten Tasten sah die Maschine aus, als würde sie diabolisch grinsen.

Kein Papier war in die Walze gespannt, doch neben der Maschine lag ein ordentlich auf Kante gelegter Stapel. Der Luftzug spielte mit den Ecken der Blätter und verursachte so das gespenstische Wispern, das mich hergelockt hatte. Ich ging um den großen Sessel herum, der vor dem Schreibtisch stand, und betrachtete den Papierstapel. Es waren etwa achthundert Seiten. Auf dem Deckblatt stand der Titel:

Der Zirkel des Bösen
von
Marc Glick-Pitney

Mein Herz klopfte – das hier war ganz offensichtlich das neueste Werk, frisch getippt!

Eine Seite hiervon und die Bewunderung von Julian und Fred wäre mir für den Rest meiner Tage sicher!

Ich streckte die Hand nach dem Deckblatt aus, als ich den Schock meines Lebens bekam.



Ein Arm schnellte vor und packte mein Handgelenk, bevor ich die Seite auch nur berühren konnte! Ich drehte mich um und schrie.

Der Sessel vor dem Schreibtisch war nicht leer gewesen, wie es von hinten den Anschein gehabt hatte!

Völlig in sich zusammengesackt saß Marc Glick-Pitney darin und hielt nun meinen Arm wie in einem Schraubstock fest.

Doch es war nicht sein plötzliches Zupacken, das mich in Panik versetzte, es war sein Zustand! Wo seine Augen gewesen waren, befanden sich nur noch zwei blutige Höhlen.

Mir drehte sich der Magen um, als ich das Blut an seinen Fingern kleben sah und mir bewusst wurde, dass er sich seine eigenen Augen ausgekratzt haben musste.

Ich wollte zurückweichen, doch Glick-Pitney ließ mich nicht los. Mit erstaunlicher Kraft zog er mich zu sich heran, bis mein Gesicht nur noch Zentimeter von seinem entfernt war. Ich konnte nicht anders, als in die bluttriefenden Löcher zu sehen.

Glick-Pitney hustete und flüsterte mir dann mit krächzender Stimme einen einzigen Satz ins Ohr: »Lies es nicht ...«

Ich fühlte, wie der Griff um mein Handgelenk sich löste, doch ich war wie gelähmt vor Angst und konnte mich nicht vom Fleck rühren. Glick-Pitneys Atem ging schneller und flacher, schneller und flacher, und dann atmete er ein letztes Mal seufzend aus. Er sackte in sich zusammen.

Marc Glick-Pitney war tot.

Nur langsam löste ich mich aus meiner Lähmung. Ohne dem Schriftsteller den Rücken zuzukehren, lief ich in den Durchgang zurück. Ich hatte fast den Raum mit den Regalen erreicht, als dieses unablässige Wispern wieder an mein Ohr drang.

Jetzt erst fiel mir auf, wie laut und deutlich es klang. Ich hätte es unmöglich oben in der Eingangshalle durch die Kellertür hören können, dazu war es viel zu weit entfernt gewesen – und doch hatte ich es vernommen. Es war fast so, als ob ... als ob es mich gerufen hätte.

Als wolle es diesen Eindruck bestärken, setzte das Rascheln erneut ein, diesmal eindringlicher, und ich hätte schwören können, dass da auch Stimmen zu hören waren, die leise flüsterten – die mich leise riefen.

Ehe ich wusste, was ich tat, stand ich wieder neben dem Schreibtisch. Aus den Augenwinkeln blickte ich noch einmal zu Glick-Pitney hinüber. Wie ein zu groß geratenes Kind hing er zusammengekrümmt in dem Sessel. Sein Mund stand offen, als wolle er noch etwas sagen, und seine Augen ...

Ich wandte rasch meinen Blick ab und konzentrierte mich auf den Stapel. Das Papier fühlte sich schwer und

edel an, nicht wie das Kopierpapier, mit dem ich zu Hause meinen Drucker fütterte.

Der Titel *Der Zirkel des Bösen* war in satter Schrift geschrieben. Die Maschine hatte die Buchstaben mit einer solchen Wucht auf die Walze gehämmert, dass sie sich regelrecht ins Papier eingepägt hatten.

Ich wollte meine Hand eben zurückziehen, da bemerkte ich zu meinem Erstaunen, dass ich das Deckblatt längst abgenommen hatte. Etwas an den tiefschwarzen Zeilen der ersten Seite weckte eine nie gekannte Neugier in mir, sie zogen mich magisch an. Glick-Pitney hatte die Sätze ohne die winzigste Korrektur schnurgerade hingeschrieben – als ob sie ihm diktiert worden wären.

Okay, er hatte mich davor gewarnt, das Buch zu lesen, aber ich hatte ja gar nicht vor, das *ganze* Buch zu lesen. Nach dem Schrecken, den er mir eingejagt hatte, und den Umständen seines Todes war ich jedoch neugierig, was der Mann so zu Papier gebracht hatte. Ich hob die erste Seite auf und las.

Sofort zog mich das Buch in seinen Bann.

Meine Augen glitten immer schneller über die Zeilen und ich fraß die Geschichte regelrecht in mich hinein. Bevor ich wusste, was geschehen war, hatte ich die ersten zehn Seiten gelesen.

Nur mit Mühe wandte ich meine Augen ab. Sofort wurde mir klar, dass ich das Manuskript mitnehmen musste. Unbedingt!

Aber ich wollte es nicht Fred und Julian zeigen. Ich wollte es für mich alleine haben! Auf einmal war es mir

auch nicht mehr wichtig, sie zu beeindrucken. Sollten sie doch denken, was sie wollten!

Vorsichtig hob ich den Blätterstapel auf und blies die Kerze aus. Dann lief ich los. Gerade wollte ich das Haus durch die Vordertür verlassen, als mir ein Gedanke durch den Kopf schoss.

Ich konnte ja schlecht mit dem dicken Manuskript hinausspazieren, ohne dass Julian und Fred es bemerken würden. Deshalb öffnete ich von innen den Briefkasten, der in der Haustür befestigt war – der Schlüssel steckte. Dann legte ich die Blätter vorsichtig hinein, schloss wieder ab und ließ den Schlüssel in meiner Hosentasche verschwinden. So konnte ich meinen Schatz später von außen leicht herausholen.

Ich versuchte, die Haustür zu öffnen, doch sie war abgesperrt. Mehr Glück hatte ich in der Küche: An der Hintertür in den Garten steckte der Schlüssel.

Ich verließ das Haus, dann bog ich um die Ecke und spazierte zum Gartentor, an dem Julian und Fred bereits warteten.

»Da bist du ja! Wir haben uns schon Sorgen gemacht«, rief Fred mit großen Augen.

»Hast du ihn gesehen? Wie war's da drin?«, flüsterte Julian.

»Ach, war nichts Besonderes«, sagte ich möglichst lässig. »Der Typ scheint ein bisschen schreibfaul geworden zu sein, jedenfalls habe ich nichts entdeckt, das wie ein Buch aussieht.«

Ich kletterte über das Tor und spazierte an den beiden

vorbei. Warum genau ich ihnen so gar nichts von den Schrecken im Haus erzählte, konnte ich mir damals selbst nicht erklären. Damals nicht.

»Kommt ihr? Angsthasen müssten schon längst im Bett sein. Sonst holen sie die Säbelzähntiger!«

Zwei Stunden später betrat ich erneut das Grundstück von Marc Glick-Pitney, öffnete von außen den Briefkasten und nahm das Manuskript heraus.